

## Jugendämter überprüfen öfter das Kindeswohl

F.A.Z. FRANKFURT, 11. September. Die Jugendämter in Deutschland haben im vergangenen Jahr in rund 124 000 Fällen nachgeprüft, ob eine Gefährdung des Kindeswohls vorliegt. Wie das Statistische Bundesamt am Freitag weiter mitteilte, waren das 7,4 Prozent mehr Fälle als 2013. Eine Kindeswohlgefährdung liegt vor, wenn eine erhebliche Schädigung des körperlichen, geistigen oder seelischen Wohls der Kinder oder Jugendlichen schon eingetreten ist oder mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten ist und dies von den Sorgeberechtigten nicht abgewendet wird oder werden kann.

Von allen Verfahren bewerteten die Jugendämter 18 600 eindeutig als Kindeswohlgefährdungen, gegenüber 2013 ein Anstieg um 8,2 Prozent. Bei 22 400 Verfahren (plus 4,7 Prozent) konnte eine Gefährdung des Kindes nicht ausgeschlossen werden. In 41 500 Fällen (plus 98,8 Prozent) kamen die Jugendämter zu dem Ergebnis, dass zwar keine Kindeswohlgefährdung, aber ein weiterer Hilfe- oder Unterstützungsbedarf vorlag. In fast ebenso vielen Fällen (41 600) wurde weder eine Kindeswohlgefährdung noch weiterer Hilfebedarf festgestellt, ein Anstieg gegenüber 2013 von 6,1 Prozent.

63,6 Prozent der Kinder, bei denen eine Kindeswohlgefährdung vorlag oder nicht ausgeschlossen werden konnte, zeigten Anzeichen von Vernachlässigung. In 27,2 Prozent der Fälle wurden Anzeichen für psychische Misshandlung festgestellt. Etwas weniger häufig (23,6 Prozent) zeigten die Kinder Anzeichen für körperliche Misshandlung. Anzeichen für sexuelle Gewalt wurden in 4,6 Prozent der Fälle festgestellt.

Gefährdungseinschätzungen wurden fast gleich häufig für Jungen und Mädchen vorgenommen. Beinahe jedes vierte Kind hatte das dritte Lebensjahr noch nicht vollendet, in einem Fünftel der Fälle handelte es sich um Drei- bis Fünfjährige. Kinder im Grundschulalter (sechs bis neun Jahre) waren mit 22,2 Prozent beteiligt. Mit zunehmendem Alter nehmen die Gefährdungseinschätzungen ab: Kinder im Alter von zehn bis 13 Jahren hatten einen Anteil von 18,3 Prozent an den Verfahren, Jugendliche (14 bis 17 Jahre) nur noch von 15,3 Prozent.

Am häufigsten, bei 20,4 Prozent der Verfahren, machten Polizei, Gericht oder Staatsanwaltschaft das Jugendamt auf eine mögliche Kindeswohlgefährdung aufmerksam. Bei 13,1 Prozent gingen Jugendämter Hinweisen von Bekannten oder Nachbarn nach, bei 12,5 Prozent der Verfahren kamen die Hinweise von Schulen oder Kindertageseinrichtungen. Gut jeden zehnten Hinweis erhielten die Jugendämter anonym.

## In der Japan-Flut drei Tote und 23 Vermisste

pwe. TOKIO, 11. September. Bei den Überschwemmungen in Japan sind mindestens drei Personen ums Leben gekommen. Am Freitagabend wurden in der überschwemmten Stadt Josu nördlich von Tokio noch 23 Menschen vermisst. 26 Menschen wurden verletzt. Die Rettungskräfte in Josu, wo Deiche brachen, waren den ganzen Freitag über im Einsatz. Andersorts begannen die Bewohner mit dem Aufräumen. Viele Betroffene verbrachten die Nacht abermals in Notunterkünften. Mit nachlassenden und nach Norden abziehenden Regenfällen gaben die Behörden für erste Provinzen Entwarnung.

## Zwei neue Satelliten für Galileo

KOUROU, 11. September (dpa). Eine Sojus-Rakete hat zwei neue Satelliten für das europäische Navigationssystem Galileo ins All gebracht. „Die Satelliten sind auf der richtigen Bahn“, sagte der Chef der Europäischen Weltraumorganisation (Esa), Jan Wörner, am Freitag. Mit Galileo will Europa unabhängig von amerikanischen GPS werden. Seine Positionsdaten sollen künftig auf der ganzen Welt zum Beispiel von Navigationsgeräten in Autos genutzt werden können. Das EU-Prestigeprojekt hatte sich immer wieder verzögert.

Die Trägerrakete mit der rund 1,4 Tonnen schweren Hightech-Fracht startete kurz nach vier Uhr deutscher Zeit vom europäischen Weltraumbahnhof Kourou in Französisch-Guyana. Nach fast vier Stunden Flug wurden die Satelliten „Alba“ und „Oriana“ in 23 522 Kilometer Höhe ausgesetzt, wie Raketenbetreiber Arianespace mitteilte. Fachleute im Darmstädter Bodenkontrollzentrum steuern sie nun in ihren endgültigen Orbit.

Die Satelliten sind Nummer neun und zehnte in der Galileo-Konstellation, die bis 2020 insgesamt 30 Satelliten umfassen soll. „Wir haben erst ein Drittel der Arbeit geschafft, aber das ist das schwierigste Drittel“, sagte Esa-Programmchef Didier Faivre. Im vergangenen Jahr waren nach einer Panne nach dem Start zwei Galileo-Satelliten in der falschen Umlaufbahn ausgesetzt worden. Sie konnten später in eine günstigere Position navigiert werden.



Unterm Rasen liegt die Steinzeit: Archäologen scannen bei Stonehenge (hinten links) mit einem Radargerät den Boden.

Foto dpa

## Ein schwieriger Wall

Die Entdecker des „zweiten Stonehenge“ mussten tief blicken – mit Bodenradargeräten.

Von  
**Stephan von Löwenstein**

WIEN, 11. September. Nach den ersten erläuternden Sätzen unterbricht sich Wolfgang Neubauer und zieht ein Blatt Papier und einen weichen Bleistift heran. So könne er besser erklären, was das Neue sei, das er und sein Team vergangene Woche in der Nähe des englischen Dorfes Durrington entdeckt haben. Auf dem Blatt wird im Laufe der folgenden halben Stunde ein fast geschlossener Halbkreis sichtbar, der von vielen Kringeln gesäumt wird, ein paar oval, viele rund. Links und rechts und unten weitere Kreise, die mit Tentakeln am großen Halbrund in der Mitte hängen, Nebenskizzen und wilde Schraffuren – am Ende könnte man das Blatt ohne weiteres zwischen Bildern des spanischen Surrealisten Miró hängen. Aber der Laie hat eine Vorstellung davon, worum es geht.

Durrington Walls, so heißt der Halbkreis, ist nicht ein zweites Stonehenge. Aber es war ein Vorläufer und diente vielleicht auch als Steinquelle für den berühmten vorgeschichtlichen Steinkreis, der drei Kilometer weiter steht.

Wahrscheinlich sind die Menschen zuerst nach Durrington Walls gekommen, weil dort in einer verlandeten, ringförmigen Schleife des Flusses Avon gut Feuersteine geborgen werden konnten. Und die Kreidfelseln bildeten ein natürliches Amphitheater. Rund um die Ränge dieses „Theaters“ waren also einst alle drei Meter Steine aufgestellt. Auf diesen Halbkreis wurde aber später – etwa zu der Zeit, in der Stonehenge errichtet wurde – ein Erdwall aufgeschüttet. Die Steine darunter waren zuvor umgestoßen und zum größten Teil entfernt worden. Sind das die Steine von Stonehenge? Neubauer spricht, was das betrifft, lieber im Potentialis: „könnte“. Im Indikativ stellt er fest: „Das Neue ist, dass wir nirgends in Großbritannien und auch sonst auf dem Konti-

nent eine solche Steinreihe haben, die rund um eine natürliche Formation aufgebaut wurde. Stonehenge steht nicht allein in der Landschaft, sondern in einer langen Tradition am Ende.“

Dass Durrington Walls eine frühsteinzeitliche Wallanlage ist mit einem typischen innenliegenden Graben, der sich kaum für Verteidigungszwecke eignete, ist seit 100 Jahren bekannt. Seither wurde dort auch schon eifrig gegraben. Überreste von acht Rundhäusern wurden gefunden, ein in der Nähe liegender Pfahlkreis, auch ein paar Steine, die unter dem durch die Natur und den Pflug schon ziemlich eingeebneten Wall liegen. Aber um zu entdecken, dass dort einst nicht nur ein paar Steine lagen, sondern ringsum ein ganzer Saum dieser Hinkelsteine, und zwar obwohl die meisten von ihnen verschwunden sind – dazu waren Geräte und Methoden nötig, wie sie das Wiener „Ludwig Boltzmann Institut für Archäologische Prospektion und Virtuelle Archäologie“ entwickelt hat, dem Neubauer vorsteht. Geräte, mit denen man auf großen Flächen in den Boden blicken kann, ohne ein einziges Mal die Schaufel in die Hand zu nehmen.

Die Arbeitsadresse des Instituts liegt im Industriegebiet eines Vororts von Wien, ein gelb-grauer Würfelbau mit geräumiger Halle auf einem Schotterplatz. In der Halle stehen die Geräte, die gerade nicht im

Feld im Einsatz sind. Sie sehen ein bisschen aus wie kleine Saatmaschinen, nur dass hier von landwirtschaftlichen Lehmspuren nichts zu sehen ist.

Neubauer zeigt auf eine Apparatur: Ein Bodenradar mit 16 Antennen. Es sendet eine elektromagnetische Welle in den Untergrund und misst dann das Echo. Überall dort, wo das Material sich ändert, wird das Signal reflektiert. Bis zu einer Tiefe von drei oder vier Metern kann man damit ein dreidimensionales Bild von dem erzeugen, was den Augen verborgen bleibt. Und durch die vielen Antennen ergibt sich eine Auflösung von zehn mal acht mal zwei Zentimetern.

Die Daten werden direkt an einen Rechner geschickt, der in der Kabine des Trägerfahrzeugs angebracht ist. Das ist ein kleiner Trecker mit geschlossener Kabine, wie er zum Schneeräumen auf den Wiener Gehsteigen gebraucht wird. Damit wird die Fläche, die untersucht werden soll, systematisch abgefahren wie mit einem Rasenmäher. Sieben Hektar am Tag können so abgegrast werden. Entscheidend ist, dass jede Information genau lokalisiert werden kann – GPS macht es möglich.

Liebevoll tätschelt der Institutsdirektor gelbe Kästen, die ein Stück weiter auf einem Tisch liegen. Darin steckt ein Bodenradar, das eine kleinere Fläche abdecken kann, aber dafür mit doppelt so hoher Auflösung. Und dort drüben steht ein Cäsi-

um-Magnetometer. „Das ist das Genaueste, was wir haben“, sagt Neubauer. Es muss langsam von Hand gezogen werden, damit es seine Wirkung entfaltet.

Die Magnetresonanz zu messen ist eine Methode, mit der das Bodenradarbild ergänzt wird. Mit ihrer Hilfe wird sichtbar gemacht, was sich magnetisch anders verhält als seine Umgebung. Ist zum Beispiel an einer Stelle einmal ein Loch im Boden gewesen, in das Erde von der umliegenden Oberfläche geweht wurde oder in das ein Material gekippt wurde, dann sieht der Archäologe das auf den Abbildungen wie ein Radiolage einen Turm.

Allerdings müssen die Forscher noch viele andere Erkenntnisse zusammentragen, um die schwarzen Flecken zu interpretieren. Damit sie nicht das Loch eines vom Wind geworfenen Baumes für ein Grab halten – oder eben für die Grube eines einst aufgestellten und später wieder weggeschafften Menhirs.

Neben dem als hochgenau gepriesenen Handkaren hat das Institut sieben Anhänger mit Magnetometern, die mit Zugfahrzeugen benutzt werden können. Sie machen 50 Messungen pro Sekunde – das ermöglicht zügiges Fahren. Die Trägergestelle sind aus magnetischem Material, sie sind lang ausziehbar, damit man möglichst großen Abstand zum Quad oder Mini-Trecker bekommt, der das Teil zieht. Was an Störungen durch das Fahrzeug dennoch hineinkommt, muss der Computer hinausrechnen. Man kann sich vorstellen, welche gewaltigen Datenmengen zu verarbeiten sind. Insgesamt hat das Institut 16 Terabyte im Archiv. „Das ist Big Data“, sagt Neubauer. Nicht ohne Grund arbeiten in seinem interdisziplinären Team auch Informatiker und Techniker, Architekten und Geophysiker.

Vier Jahre lang hat das Team in Kooperation mit britischen Archäologen um Vincent Gaffney, der in Stonehenge schon lange tätig ist, eine Fläche von zwölf Quadratkilometern ausgemessen. Das sei die größte Fläche, die an einer archäologischen Stätte je auf solche Weise geophysikalisch untersucht worden sei. „Nun graben wir virtuell in der großen Datenmenge.“ Die Entdeckungen ergeben sich nicht, während man mit dem Traktor über das Feld fährt, sondern beim Auswerten. Neubauer weckt Erwartungen: „Da werden noch weitere Dinge herauskommen.“



Entdecker mit Scanner: Wolfgang Neubauer, der Direktor des Ludwig Boltzmann Instituts für Archäologische Prospektion und Virtuelle Archäologie

Foto Boltzmann Institut

## 120 Polizisten müssen zum Gentest

Nach der Vergewaltigung einer kanadischen Touristin in Paris

mic. PARIS, 11. September. Der Amtspalast der Pariser Kriminalpolizei am Quai des Orfèvres am Seine-Ufer ist als Film- und Romankulisse weltberühmt – Kommissar Maigret löste hier viele seiner Kriminalfälle. Auch deshalb entsetzt es die Franzosen nun, dass die Adresse zum Ort eines Verbrechens wurde. Eine Touristin aus Kanada hat im April 2014 Anzeige erstattet, weil sie von mehreren Beamten im Polizeihauptquartier vergewaltigt wurde. Der Staatsanwalt hält die Angaben der jungen Frau für glaubwürdig.

Dieser Tage müssen sich 120 hohe Polizeibeamte, die im Quai des Orfèvres arbeiten, einem DNA-Test unterziehen. Es soll geklärt werden, ob sie sich an der Vergewaltigungsbeteiligung. Auf der Unterwäsche der Kanadierin waren DNA-Spuren gefunden worden, die bislang nicht zugeordnet werden konnten. Gegen zwei Beamte ist schon ein Strafverfahren wegen Vergewaltigung eingeleitet worden, ein dritter wurde als „verdächtiger Zeuge“ vorgeladen.

Die junge Frau hatte die vier Polizisten nach eigenen Worten in einem irischen Pub auf der nahe gelegenen Ile de la Cité kennengelernt. Die vier Beamten gehören einer auf den Kampf gegen das organisier-

te Verbrechen spezialisierten Brigade an. Die Kanadierin und die vier Beamten sollen viel getrunken haben, bis sie zu später Stunde zu einer „Besichtigung“ des Quai des Orfèvres aufbrachen. Im Laufe der „Besichtigungsrunde“ sollen die Polizisten über die junge Frau hergefallen sein und sie missbraucht haben. Ein Beamter hat inzwischen eingestanden, in seinem Büro Geschlechtsverkehr mit der Kanadierin gehabt zu haben. Dieser sei jedoch „ohne Anwendung von Gewalt“ zustande gekommen.

Dieser Darstellung widerspricht ein ärztliches Attest der Paris-Touristin. Zudem wurden zwei Beamte dabei ertappt, wie sie die Spuren ihres nächtlichen Treibens in ihrem Büro zu beseitigen versuchten. Auf den Mobiltelefonen der vier Verdächtigen stellten die Ermittler Fotos und Aufnahmen der Vergewaltigung sicher. Die Polizisten hatten versucht, die belastenden Aufnahmen zu löschen. Ein Polizist hatte sogar seinem Kollegen eine Kurzmittelung geschickt: „Beil Dich! Eine Sexparty hat begonnen!“

Die Polizeigewerkschaft „Synergie“ bezeichnete die DNA-Tests als „skandalös“. Es sei „unnötig“, 120 verdiente Polizisten unter Verdacht zu stellen.

## Hilflosigkeit nach dem Schuss

Tödlicher Jagdunfall in Nauen zieht Ermittlungen nach sich

mk. BERLIN, 11. September. Der Vater des Todesopfers sagt der Zeitung „Bild“: „Ich kann nicht verstehen, wie dieser Jäger auf etwas schießen konnte, was er nicht gesehen hat.“ Und Torsten Reinwald, der Sprecher des Deutschen Jagdverbandes, sagt dem Sender RBB: „Jeder Jagdunfall ist einer zu viel.“ Vor dem Schuss müsse ein Jäger „genau wissen“, was er vor sich habe.

Das sind die mehr oder minder hilflosen Reaktionen auf das, was am Mittwoch bei einem Maisfeld in der Nähe von Nauen im Havelland geschehen war: Ein Jäger hatte mit einem Schuss einen Mann getötet und eine Frau verletzt. Der 30 Jahre alte Mann meldete der Polizei, er habe in der Abenddämmerung versehentlich auf ein Liebespaar nahe dem Maisfeld geschossen, das er für ein Wildschwein gehalten habe. Die Polizei sieht die Sache als Jagdunfall an.

Der 31 Jahre alte Mann, den er erschoss, arbeitete dem Vernehmen nach ebenso wie die verletzte 23 Jahre alte Frau in einer benachbarten Champignon-Zucht in Tietzow bei Nauen. Möglicherweise hatten die beiden ein Rendezvous, als der Jäger auf sie schoss. Der Jäger hatte angegeben, ein Rascheln im Maisfeld gehört und geschossen zu haben. Es wird wegen fahrlässiger Tötung gegen ihn ermit-

telt. Er stammt wie der getötete Mann aus der Gegend. Die junge Frau konnte noch nicht vernommen werden.

Unter Hinweis auf laufende Ermittlungen will der schockierte Präsident des Brandenburgischen Jagdverbandes, Wolfgang Bethke, nichts weiter zu dem Neuener Fall sagen. Auf seiner Website informiert der Verband ausführlich zu vermeintlichen Vorurteilen gegen die Jagd. Zum Thema „Jagd ist gefährlich“ heißt es dort, statistisch gesehen, lebten Bergwandler acht mal und Verkehrsteilnehmer sogar 22 mal gefährlicher als Jäger. „Auf Sicherheit im Jagdbetrieb wird in Ausbildung und Praxis allergrößter Wert gelegt.“ Unzuverlässigkeit beim Jäger sei, auch wenn sie nicht bei der Jagd aufgefallen sei, sondern durch Straftaten und Ordnungswidrigkeiten, „gleichbedeutend mit dem sofortigen Jagdscheinentzug“. Nach Angaben vom Freitag plant der Landesjagdverband Fortbildungsveranstaltungen, die über die zahlreichen Sicherheitstrainings hinausgehen.

Trotz solcher Maßstäbe passiert immer noch viel. Erst vor einem Jahr erschoss in einem Maisfeld nahe Würzburg ein 74 Jahre alter Jäger seinen 44 Jahre alten Jagdpartner. Auch damals ging die Polizei von einem „tragischen Unglücksfall“ aus.

## Japan will an den Hundertjährigen sparen

pwe. TOKIO, 11. September. Am Montag zelebriert Japan den Tag des Respekts vor den Älteren. In diesem Jahr ist das ein besonderer Tag. Nach Zählung des Gesundheitsministeriums leben zum ersten Mal mehr als 60 000 Menschen in Japan, die 100 Jahre und älter sind. Exakt 61 568 Senioren über 100 sollen es sein, 2748 mehr als vor einem Jahr und zu fast 90 Prozent Frauen – wenn nicht wieder, wie vor einigen Jahren, einige hundert Hundertjährige gar nicht mehr leben und zu viel gezählt wurden.

Der Trend aber ist klar. Japan altert schneller als andere Gesellschaften, und die Zahl der Hundertjährigen steigt schon seit 45 Jahren stetig. 1963, als das Ministerium mit der Zählung begann, gab es nur 153 Hundertjährige.

Die Alterung der Gesellschaft trifft Japans zerrütteten Staatshaushalt hart. Vier Fünftel der Sozialausgaben werden für Ältere aufgebracht. Die Regierung muss sparen. Das wird wohl auch die Hundertjährigen treffen. Seit 1963 erhalten die neuen Jubilare am nationalen Ehrentag der Älteren einen silbernen Sakebecher und ein Glückwunschsreiben des Ministerpräsidenten.

Damit könnte es bald vorbei sein. Jeder Sakazuki-Becher kostet 8000 Yen (knapp 60 Euro). Im vergangenen Jahr gab die Regierung für mehr als 29 000 Becher umgerechnet 1,9 Millionen Euro aus. 2018 sollen schon fast 40 000 Becher benötigt werden. Im Ministerium wird nun überlegt, den Becher künftig aus Holz oder Zinn herzustellen oder ganz entfallen zu lassen.

## Kurze Meldungen

**Helmut Schmidt** lässt das Rauchen sein. Vor kurzem war der 96 Jahre alte frühere SPD-Kanzler wegen eines Gefäßverschlusses im Bein in ein Hamburger Krankenhaus eingewiesen worden. Das Gerinnsel wurde per Katheter offenbar erfolgreich entfernt, aber seitdem raucht der Altkanzler nicht mehr – schon seit elf Tagen! Dabei hilft ihm ein Nikotinpflaster, wie sein Herzspezialist am Freitag bestätigte. Der Altkanzler war am Montag von der Intensiv- auf eine Normalstation verlegt worden. Nach acht Jahrzehnten Kettenraucherei will der berühmteste Raucher der Republik die Gewohnheit ganz aufgeben, obwohl ihm trotz Rauchverbots bislang nicht übelgenommen wurde, wenn er sich in Fernsehstudios und auf Parteitagungen eine Zigarette anzündete. Sogar im Zuschauerraum des Thalia-Theaters soll er geraucht haben. Zudem soll er 200 Stangen Menthol-Zigaretten gehortet haben aus Angst, die Mentholzigarette könnte verboten werden. Ob der gute Vorsatz wirklich vorhält? Schmidt war schon mehrfach wegen Durchblutungsstörungen im Krankenhaus. Jedes Mal war ihm von den Ärzten empfohlen worden, das Rauchen sein zu lassen. Schmidt machte dennoch unverzagt weiter. (F.P.)

**Mahathir Mohamad**, der frühere malaysische Regierungschef, hat mit fast 90 Jahren zum ersten Mal eine kleine Rolle in einem Kinofilm übernommen. Der als „Dr. M.“ bekannte Politiker trat in dem malaysischen Zeitreise-Film „Kapsul“ als eine jüngere Version seiner selbst auf – aus der Zeit, als er selbst noch Ministerpräsident des Landes war. Der Film behandelt mit Hilfe eines Zeitreise-Plots historische Momente in der jüngeren Geschichte Malaysias. Ein Leitmotiv des Films ist die „Vision 2020“, die Mohamad einst als Regierungschef vorgegeben hatte. Demnach will Malaysia bis 2020 den Status eines voll entwickelten Industrielandes erreichen. Der Regierungschef der Jahre 1981 bis 2003, der zurzeit offen den Rücktritt von Ministerpräsident Najib Razak wegen eines Korruptionsskandals fordert, stritt jedoch ab, dass sein Filmauftritt einen politischen Hintergrund habe: „Immerhin kann ich jetzt sagen, dass ich Schauspieler bin.“ (fah.)

**Lady Gaga** lässt ihr Fleischkleid ausstellen. Das Outfit aus rohen Steaklappen, das die amerikanische Popexzentrikerin vor fünf Jahren bei der Verleihung der Video Music Awards trug, ist bis zum Jahresende in The Rock and Roll Hall of Fame in Cleveland (Ohio) zu sehen. Das Museum hatte den „meat dress“ nach der Gala in einem Kühlraum aufgehoben. „Das Kleid wurde in Chemikalien eingelegt und auf eine Plastikpuppe gezogen, als es noch geschmeidig war. Danach wurde es getrocknet“, teilte das Musikmuseum mit. Um die Fleischlappen frischer aussehen zu lassen, habe man rote Farbe aufgetragen. Lady Gagas Kleid hatte heftige Debatten hervorgerufen, als sie es im September 2010 bei der Auszeichnung für den Titel „Bad Romance“ trug. Während die Sängerin es als Bekennnis zu Individualität und eigenem Geschmack pries, rümpften Tierschützer über das Design des argentinischen Modemachers Franc Fernandez die Nase. „Um Fliegen abzuhalten und die Verwesung aufzuhalten, wurde das Kleid mit Formaldehyd behandelt. Man sollte daher nicht zu tief einatmen“, gab die radikale Tierschutzorganisation Peta Museumsbesuchern jetzt mit auf den Weg. (ceh.)